

GELD (Roman)

Auszug aus dem 1. und 2. Kapitel

1. Kapitel

Geld

Wir leben im Dispo-Kredit. Das ist nicht schlimm, auch wenn es etwas seltsam klingt, wir leben schon immer im Dispo-Kredit, seit wir Arbeit gefunden haben, Anja und ich, Anja im Kindergarten bei uns an der Ecke, in dem sie ihre Ausbildung macht, hinten am Park, mit dem großen verwilderten Garten hinterm Haus, der Leiterin Frau Schulz mit den schwarz gefärbten Haaren, die noch immer da arbeitet, und den zwanzig kleinen Kindern, die andauernd schreien und ihre Nachttöpfe durch die Gegend schieben, Anja am Rockzipfel zerren, weil sie mit ihr spielen wollen und sie immer nur nerven, wie Anja sagt. Ich arbeite bei Schmitt. Eigentlich heißt der Laden nicht Schmitt, sondern 'Hilfe durch Arbeit e.V.', aber Schmitt ist der Chef, und weil er sich wie ein Chef gebärdet, die Aufträge besorgt, fußwippend am Telefon sitzt und in den Hörer hineinbrüllt, wenn er den anderen nicht richtig versteht und uns hinterher anschreit und zur Arbeit antreibt, sagen wir alle, wir arbeiten bei Schmitt. Schmitt wäre gerne sein eigener Chef, er träumt davon, ein kleiner Unternehmer zu sein, mit einem Lieferwagen, einem Funktelefon und zwei oder drei Konten bei verschiedenen Banken, bei denen er anrufen kann und fragen, ob das Geld für den und den Auftrag bereits eingetroffen ist. Natürlich erzählt er davon nichts, aber wir wissen das trotzdem, wir erkennen das an seiner wichtigen Miene, mit der er durch die beiden Räume geht, und einmal hat einer von uns gehört, wie Schmitt zu einem Besucher sagte, er hätte 5 Leute in seinem Betrieb. Aber eigentlich ist mir das egal. Von mir aus kann Schmitt tun und lassen, was

er will, wenn er nur nicht bei der Arbeit hinter mir steht, wie er es gerne macht, und mir auf die Finger schaut, denn das macht mich ganz nervös, und oft unterläuft mir dann ein Fehler, ich lasse eine Schraube fallen und finde sie nicht mehr, oder ich baue ein Teil verkehrt zusammen, passe eine Dichtung an der falschen Stelle ein und merke es erst, wenn sich Schmitt laut seufzend wegdreht und den Raum verläßt, ohne ein Wort.

Ich baue alte Waschmaschinen auseinander und setze sie wieder zusammen, das habe ich gelernt, noch in der DDR, Monteur für Waschanlagen nannte sich das damals, und obwohl mir das Ganze keinen Spaß gemacht hat, habe ich einen guten Abschluß gemacht. Ich konnte das ganz gut. Ich konnte mir leicht die unterschiedlichen Typennamen merken, habe die passenden Ersatzteile schnell herausgesucht und sie mühelos eingesetzt, ich habe ein gutes Gefühl für die Geräte gehabt und habe den Fehler schnell gefunden, wie von selbst. Nur in der Theorie war ich schlecht. Sozialistisches Recht und Betriebsökonomie waren nicht mein Fall, und oft habe ich im Unterricht geschlafen, ganz hinten, auf der letzten Bank, und bin erst wieder aufgewacht, wenn mich Michi in die Seite gestoßen hat, weil mir der Lehrer eine Frage gestellt hatte und ich keine Antwort gab. Die ganze Klasse hat dann gelacht. Alle haben sie sich umgedreht und mich erwartungsvoll angesehen, wenn ich voller Verwirrung irgendwas stammelte, und der Lehrer hat sein Klassenbuch aufgeschlagen, mit einer schneidenden Stimme gesagt: "Oliver K. 5!" und die Zensur genüßlich notiert. Mir war das wurscht. Überhaupt war mir die ganze Lehre ziemlich egal, ich habe sie nur gemacht, weil ich eine Lehre machen mußte, und ich war ziemlich erleichtert, als sie endlich vorüber war.

Wenn die Waschmaschinen repariert sind, verkaufen wir sie. An arme Leute, Rentner und Sozialhilfeempfänger, deshalb heißt der Verein ja auch 'Hilfe durch Arbeit e.V.', und wenn die Leute ihren Berechtigungsausweis vorgelegt haben, machen wir ihnen eine entsprechende Rechnung und liefern sie ihnen sogar nach Hause, für wenig Geld. Die kaputten Waschmaschinen bekommen wir meistens

umsonst. Schmitt organisiert sie irgendwoher, oder die Leute bringen sie selber vorbei, weil sie von unserem Verein gelesen haben und ihr schlechtes Gewissen beruhigen können, sich sagen können, sie hätten etwas Gutes für die Leute getan, die noch ärmer sind als sie selbst. Uns, die Mitarbeiter von 'Hilfe durch Arbeit e.V.' beziehen sie in diesen Gedanken mit ein. Wir sind ein ABM-Projekt, wir sind fast alle arbeitslos gewesen, bevor wir hier angefangen haben, und Schmitt sagt gerne, wenn er diesen Verein nicht gegründet hätte, würden wir noch immer keine Arbeit haben und niemand würde sich kümmern um uns. Kann sein, daß das stimmt. Ich jedenfalls war schließlich froh, als ich diese Stelle bekommen hatte, auch wenn ich am Anfang nicht begeistert war. Ich wollte nicht mehr als Waschmaschinenmonteur arbeiten, aber meine Mutter war der Meinung, daß ich nun genug zu Hause rumgegammelt hätte, und hat mir diese Arbeit besorgt. Ich glaube, sie kannte Schmitt irgendwie, von früher her, aber ich weiß es nicht genau. Jedenfalls verdiene ich jetzt eine Menge Geld, 1300,- Mark im Monat, raus auf die Hand, und es ist besser als vorher, auf jeden Fall. Auch wenn es keine feste Stelle sondern nur eine ABM-Stelle ist, die im nächsten Herbst endet, aber Schmitt will eine Verlängerung beantragen und ich denke, daß es dann noch ein Jahr weitergeht, ein ganzes Jahr, und wenn das vorüber ist, werden wir ja sehn.

Unser Leben im Dispo-Kredit ist ziemlich konstant. Meist beläuft sich die Summe, mit der wir unser Konto überzogen haben auf 1000,- Mark, mal ein bißchen weniger, mal ein bißchen mehr, und oft lachen wir darüber und sagen uns: "Wir sind mit unserem Dispo-Kredit ziemlich genau!" Am Anfang wußte ich gar nicht, was ein Dispo-Kredit ist. Überhaupt wurde alles erstmal ziemlich kompliziert, nachdem die Mauer aufgemacht wurde und die DDR der Bundesrepublik beigetreten ist, auch mit dem Geld, es wurde nicht mehr überall ausgezahlt wie früher, das ganze System wurde umgestellt, die alten Schecks wurden ungültig und neue wurden ausgeteilt, und ich habe zum ersten Mal in meinem Leben eine richtige Geldkarte gesehen und wußte erst gar nicht, wie

man sie bedient. Irgendwann bekam ich dann einen Brief von der Bank, auf dem mir mitgeteilt wurde, daß ich von nun an einen Dispo-Kredit habe, und von da an war die Summe auf meinen Kontoauszügen vermerkt, am unteren rechten Rand. Ich habe den Brief damals weggelegt, mich hat dieser Dispo-Kredit nicht interessiert, nur einmal habe ich meine Freunde danach gefragt, als wir an einem Abend nicht mehr wußten, was wir reden sollten, und sie haben mir erklärt: "Das heißt, daß du bei der Bank Schulden machen darfst!" und sie haben hinzugefügt, daß ich dafür Überziehungszinsen zahlen muß. Wie hoch die sind, steht ebenfalls auf dem Kontoauszug. Der Abend endete ziemlich langweilig, weil meine Freunde gar nicht mehr aufhören konnten, über Kredite zu reden, über Dispo-Kredite und andere Kredite auch, über Sollzinsen und Sparzinsen, Bausparkkredite und Bankgebühren und all solchen Kram. Ich habe schließlich gar nicht mehr zugehört. Ich hatte nicht die Absicht, Schulden zu machen, Kredite aufzunehmen, ich war damals arbeitslos und hatte sowieso kein Geld, und man sollte keine Kredite aufnehmen, wenn man sie nicht zurückzahlen kann. Jetzt ist das anders. Jetzt verdienen Anja und ich zusammen so viel Geld, daß wir jederzeit unseren Dispo-Kredit auf Null bringen könnten, und eigentlich ist es komisch, daß er immer wieder 1000 Mark beträgt. Vielleicht, weil die Raten für die Stereoanlage, die wir im Sommer gekauft haben, jeden Monat vom Konto runtergehen, vielleicht, weil wir immer wieder vergessen, daß Telefon, Energie und Miete auch noch abgebucht wird. Jedenfalls könnten wir die Sache in Ordnung bringen, wenn wir uns drum kümmern würden, aber wir finden es nicht schlimm. Im Gegenteil, wir lachen oft drüber und schließen Wetten darüber ab, welche Summe auf dem nächsten Kontoauszug hinter dem Minuszeichen steht, und wer verloren hat, muß ein Abendessen zubereiten, Wein besorgen und den anderen solange küssen, wie er es verlangt.

Nach der Wende wurde ich arbeitslos. Ich habe meine Ausbildung mit Ach und Krach fertig gemacht, nicht weil ich schlechte Zensuren hatte, sondern weil ich so oft zu spät zur Schule gekommen bin und manchmal bin ich gar nicht erst

hingegangen, wenn ich verschlafen hatte und die Sonne schon hoch am Himmel stand. Es hätte ja auch gar keinen Sinn gehabt. Hätte ich vielleicht hingehen sollen und die anderen begrüßen, die gerade Mittagspause machten, und so tun, als wäre nichts geschehen? Hätte ich ihnen sagen sollen, ich wäre jetzt prima ausgeruht und mich neben sie an die Werkbank stellen und die letzten beiden Stunden arbeiten, während die anderen schon 6 Stunden hinter sich hatten, seit 7 Uhr früh? Nein, das konnte ich nicht, das war mir einfach zu blöd und als ich es am Anfang zwei oder dreimal so gemacht hatte, habe ich mich zu Tode geschämt. Außerdem war da noch unser Lehrmeister, Herr Keisch, der mich sowieso nicht leiden konnte, und wenn ich mich bei ihm entschuldigen wollte, hat er mir erstmal einen Vortrag gehalten: was ich mir einbilden würde, es wären jetzt andere Zeiten, das Lotterleben wäre endlich vorbei, das Einzige, was jetzt zählen würde, wäre Leistung und Pünktlichkeit, und wenn ich mich nicht daran gewöhnen könnte, könne man sich jederzeit einen anderen Lehrling suchen, bei den vielen arbeitslosen Jugendlichen, die es jetzt gibt. Ich habe mißmutig genickt und innerlich seinen Tonfall nachgeahmt: "Bla bla bla!", dann bin ich schnell rausgegangen, sowie er mich entlassen hat. Zugegeben, ich habe Keisch nicht geglaubt. Ich habe ihn nicht ernst genommen und nicht gedacht, daß er mit seinen Sprüchen Ernst machen würde, aber nachdem ich dreiundvierzig Fehlstunden angesammelt hatte, hat er eine Lehrerversammlung einberufen, eine Aussprache anberaumt und drei weitere Lehrer hinzuzitiert, ebenso wie meine Mutter, die er auch eingeladen hatte, ohne daß ich wußte davon. Meine Mutter ist aus allen Wolken gefallen, denn ich hatte ihr von meinen Fehlzeiten nicht erzählt, sie hat Keisch entgeistert angesehen, während er verkündete, daß man mein Lehrverhältnis vorzeitig beenden müsse, so wie die Dinge mit mir stehen, und ich habe Keisch angemerkt, wie er sich wohlgeföhlt hat bei diesem Satz. Irgendwie hat meine Mutter die ganze Sache aber doch noch abgewandt. Ich bin ab da an immer pünktlich gekommen, meine Mutter hat mich jeden Morgen aus ihrem Betrieb angerufen, mich geweckt und so lange gewartet, bis ich wirklich

wach geworden bin, und nach zweieinhalb Jahren habe ich mein Facharbeiterzeugnis bekommen, wie die anderen auch. Allerdings hat man mir keinen Arbeitsvertrag angeboten wie einigen von uns. Aber ich bin nicht traurig darüber gewesen, ich hatte sowieso genug von dem Betrieb, von den kalten Werkhallen, in denen es im Winter immer zog, von der Arbeit, die mir keinen Spaß machte, dem kahlen Frühstücksraum mit dem verschmierten Frühstückstisch in der Mitte, um den die Arbeiter herum saßen, ihre Stullen aus verbeulten Blechbüchsen auspackten, blöde Witze rissen oder einfach nur schliefen, den Kopf auf die verschränkten Arme gelegt, weil sie immerzu übermüdet waren, nein, ich hatte keine Lust, mein Leben auf diese Weise zu verbringen und als klar war, daß ich keinen Job bekommen würde, war ich beinahe froh. Aber es kam damals sowieso alles anders als man sich denken konnte, und auch die anderen haben keinen Job mehr gekriegt. Mit der Wende haben alle Leute nur noch im Westen eingekauft, auch Waschmaschinen, und für unsere hat sich niemand mehr interessiert, man konnte jetzt richtige Waschmaschinen kaufen, mit Superelektronik, tausend Programmen, blitzendem Glas und allem möglichen Schnickschnack drumherum, und es dauerte nicht lange, bis unser Betrieb kurz vor der Pleite stand. Von den 150 Leuten, die damals da arbeiteten, wurden 110 entlassen, auch Keisch, hat mir später einer erzählt. Aber auch die restlichen 40 Leute sind schließlich auf der Straße gelandet, nach endlosen vergeblichen Verhandlungen mit der Treuhand, die den Betrieb noch verkaufen wollte, hat man das ganze Werk dichtgemacht. Neulich bin ich zufällig an dem Gelände vorbeigegangen und konnte die Werkhallen sehen, die allmählich verfallen, die beschmierten Backsteinmauern, die gähnenden Fensterlöcher, und nur vorne an der Straße ist ein Reisebüro in ein Gebäude eingezogen, eine Werbefirma und ein Videoverleih, und es sah gruselig aus, diese buntbeschrifteten Läden mit dem toten Betrieb im Hintergrund. Eigentlich geht es uns jetzt richtig gut. Wir haben Glück gehabt, erst haben wir beide unsere Arbeit gefunden und kurz danach auch noch eine Wohnung

gekriegt, es war ein Zufall gewesen, ein Wunder, und am Anfang haben wir gar nicht glauben können, daß es uns so gut gehen sollte mit einem Mal. Wir haben kaum abgewartet bis wir den Mietvertrag unterschrieben hatten, dann haben wir gleich die Wohnung renoviert. Wir haben die Fußböden abgeschliffen, die Türen abgezogen und die Fensterrahmen gebeizt, und wir konnten stundenlang darüber reden, wie wir die Zimmer einrichten würden, immer wieder haben wir beim Renovieren Pause gemacht und uns auf den Fußboden gesetzt, eine Zigarette geraucht und das leere Zimmer angesehen, uns vorgestellt, wie es aussehen würde, mit einem Schrank in dieser Ecke oder einem Sofa an jener Wand, und lange haben wir darüber diskutiert, ob nun ein Regal oder eine Kommode oder besser ein Sessel in jene Nische paßt. Als wir alle Zimmer gestrichen hatten, haben wir die Möbel gekauft. Wir sind in alle möglichen Möbelgeschäfte gefahren, haben uns in Secondhandläden umgesehen, nach alten Stücken auf Trödelmärkten gesucht und manchmal haben wir für ein Möbelstück viel mehr Geld ausgegeben als wir geplant hatten zuvor, aber es hat uns trotzdem nichts ausgemacht, wir konnten uns das ja leisten jetzt. Inzwischen sind wir fertig und es fehlt uns nur noch ein bißchen Geschirr, ein Schaukelstuhl, wie Anja behauptet, damit sie am Abend, wenn sie müde ist, vor dem Fernseher schaukeln kann, und Kopfhörer für mich, weil es Anja stört, wenn ich Musik hören möchte und die Anlage so laut aufdrehe, daß das Geschirr in den Schränken klirrt. Ach ja, und die Anlage müssen wir abbezahlen, was noch ein bißchen dauern wird, denn so viel Geld haben wir nun auch wieder nicht, aber wenn ich unser Leben mit dem der anderen vergleiche, zum Beispiel mit dem von Sabine hier im Haus, die von Sozialhilfe leben muß, oder dem von Frau Belka nebenan, die bestimmt ganz wenig Rente bekommt, dann können wir mit unserem Leben riesig zufrieden sein. Und wir sind es auch. Manchmal, wenn ich darüber nachdenke, weiß ich eigentlich gar nicht, was ich mir noch wünschen soll.

Als ich damals arbeitslos wurde, war das überhaupt nicht so. Nur am Anfang war ich froh, endlich ausschlafen zu können, ich habe jeden Tag bis zum Mittag

geschlafen, dann bin ich aufgestanden und habe mir in der Küche das Essen warmgemacht, das meine Mutter für mich hingestellt hatte, und bin dann in mein Zimmer zurückgekehrt und habe mir die Zeit vertrieben, bis meine Mutter von der Arbeit nach Hause kam, habe gelesen, Gitarre gespielt oder ferngesehen, aber oft habe ich einfach nur auf meinem Bett gelegen und an die Decke gestarrt. Ich wollte darüber nachdenken, was aus meinem Leben werden sollte, aber je mehr ich darüber nachdachte, desto weniger fiel mir dazu ein. Ich wußte nur, daß ich keine Waschmaschinen mehr zusammensetzen wollte, daß mich keine zehn Pferde mehr in einen Betrieb bekommen würden, jedenfalls nicht in so einen Betrieb wie der, in dem ich vorher gewesen war. Das war der einzige klare Gedanke, der mir damals durch den Kopf gegangen ist. Vielleicht hing das mit der Arbeitslosigkeit zusammen, daß ich keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte, mit der Tatsache, daß ich tagelang keinen Menschen zu Gesicht bekam, ich konnte keine Pläne machen, mir nicht mehr vorstellen, was ich tun könnte, alles wurde unwirklich, verschwommen und nebelhaft, das Leben da draußen, und mehr und mehr ergriff mich eine seltsame Mattigkeit, eine schreckliche Langeweile, die alle deutlichen Gedanken verschlang. Nur einmal noch hatte ich eine Idee, die Idee, zu studieren, Physik oder Chemie oder etwas in dieser Art, aber dann fiel mir ein, daß ich dazu das Abitur nachholen müßte, viele lange Jahre auf der Schulbank, wieder von vorn, und eigentlich war es eine blödsinnige Idee, denn ich hatte ja noch nie gerne gepaukt. Ein andermal hatte ich die Idee, Musiker zu werden, denn ich hatte damals viel Zeit, Gitarre zu spielen, auch zusammen mit Michi, und manchmal haben wir davon geschwärmt, eine Band zu gründen, und wir haben in die Seiten gehauen und selbstausedachte Texte und Melodien hinausgeschrien, aber dann hatte Michi nicht mehr viel Zeit, weil er arbeiten mußte, und auch ich verlor den Spaß und stellte die Gitarre wieder in die Ecke zurück, wo sie allmählich verstaubte, und überließ mich wieder meinem Müßiggang, bis ich all meine Gedanken wieder vergaß.

Auch mit dem Geld kam ich damals nicht zurecht. Am Anfang hat es mich noch nicht so gestört, ich bekam Arbeitslosengeld und irgendwie hat es immer gereicht, ich brauchte ja auch nicht so viel, ich bin ja meistens zu Hause gewesen und für Klamotten und andere Sachen habe ich noch nie viel ausgegeben, außerdem hat meine Mutter die Miete und Strom und so was alles bezahlt, und auch für das Essen habe ich ihr nur ab und zu etwas dazu gegeben, und sie hat sich nie darüber beklagt. Doch als ich Anja kennenlernte und dann zu ihr zog, wurde es schlimm. Plötzlich mußte ich begreifen, daß wir allein für die Miete, Strom und Gas aufkommen müssen, und auch zusammen hat unser Geld nicht gereicht. Oft hatten wir Streit. Anja wollte ausgehen, Konzerte besuchen, Essen gehen, sich Kleider kaufen, aber das war bei unseren Ausgaben einfach nicht drin. Ich wußte, daß Anja deswegen auf mich sauer war, und ich habe auch überlegt, wie ich Geld verdienen könnte, aber ich wußte nicht wie. Ein oder zweimal habe ich Jobs angenommen, habe Kisten für eine Computerfirma ausgefahren oder habe in einem Laden Seife, Shampoo und Zahnpasta in die Regale gepackt, aber entweder brauchten sie mich plötzlich nicht mehr oder ich war ihnen beim Auspacken nicht schnell genug, und so war es mit den Jobs bald wieder vorbei. Aber ich hatte bei diesen Arbeiten sowieso ein ungutes Gefühl, weil ich meine Verdienste beim Arbeitsamt hätte melden müssen, und immerzu habe ich befürchtet, daß sie dahinterkommen und daß es dann Ärger gibt. So war ich eigentlich erleichtert, als ich wieder zu Hause blieb. Die Stimmung zwischen Anja und mir wurde aber immer schlimmer mit der Zeit. Und wenn meine Mutter mir nicht diesen Job aufgedrängt hätte, wäre es wohl nicht gut ausgegangen mit mir und ich bin ihr dankbar gewesen, daß sie mich sozusagen gerettet hat.

Gestern war ich bei Frau Belka, unserer Nachbarin. Zum ersten Mal bin ich in ihrer Wohnung gewesen, wir haben uns zwar immer begrüßt und ein bißchen geredet, wenn wir uns zufällig im Treppenflur getroffen haben, aber immer sind wir nach dem Gespräch schnell in unsere Wohnungen gegangen und Frau Belka

hat den Schlüssel von innen zweimal herumgedreht und war wieder verschwunden für längere Zeit. Gestern hat sie mich gefragt, ob ich ihr einen Schrank verrücken könnte, denn sie käme alleine damit nicht zurecht, und natürlich habe ich 'ja' gesagt. Frau Belka ist eine kleine hutzlige Frau. Sie hat zwei Zimmer, von denen sie aber nur eines bewohnt, und als ich mich in ihrem Zimmer umgesehen habe, wo der Schrank denn nun steht, hat sie sich dafür entschuldigt, wie es aussehen würde bei ihr. Die Wohnung ist bestimmt seit 30 Jahren nicht mehr renoviert. In ihrem Zimmer hängen alte Tapeten mit großen dunklen Blumen und obendrüber ist eine silberne Tapetenleiste genagelt, wie es sie heute schon gar nicht mehr gibt. Sie könnte es sich nicht leisten, Handwerker zu holen, hat Frau Belka mir entschuldigend gesagt, wegen ihrem Gesundheitszustand, sie würde es nicht mehr schaffen, den ganzen Dreck wegzuräumen hinterher, sie könnte sich nicht mehr bücken, und außerdem wären Handwerker immer so rücksichtslos und laut. Ich habe verständnisvoll genickt. Aber eigentlich glaube ich nicht, daß es daran liegt, sondern daß sie nicht genug Geld für Handwerker hat, denn in ihrer Wohnung sieht es ganz ärmlich aus, lauter alte Lampen und uralte Möbel, und auf dem Tisch eine Tischdecke, die bestimmt schon hundertmal gewaschen worden ist. Ich befürchte, daß Frau Belka meinen Gedanken erraten hat. Jedenfalls wollte sie mir unbedingt Geld zustecken, nachdem ich den Schrank an die richtige Ecke geschoben hatte, aber ich habe mich geweigert und gesagt, daß das nicht nötig sei. Schließlich hat sie mir noch eine Packung Kekse aufgedrängt, die schon ganz trocken waren, und hat ganz glücklich ihre Tür zugemacht. Als ich in unsere Wohnung zurückgegangen bin, habe ich Anja in den Arm genommen und sie ganz festgehalten, lange Zeit. Plötzlich hat mich diese Wohnung nebenan bedrückt, diese Ärmlichkeit, dieses Leben, das Frau Belka führen muß, ganz allein und ohne Geld, und ich habe daran denken müssen, wie es wäre, wenn es mir auch einmal so ginge wie ihr. Anja hat gar nicht verstanden, wieso ich mit

einem Mal so zärtlich war, aber ich war doch nur mit einem Mal so erleichtert, daß mein Leben so ganz anders ist als das von Frau Belka nebenan.

Anja habe ich bei Michi kennengelernt. Es war in der Zeit, in der ich arbeitslos gewesen bin, und irgendwie habe ich mich damals komisch gefühlt, ich habe oft befürchtet, daß man mir das irgendwie ansehen müßte, daß irgendetwas an mir seltsam sei, und auch an dem Abend, an dem Michi eine Fete feierte, fühlte ich mich so, die anderen saßen herum und erzählten die ganze Zeit von ihrer Arbeit, und was da in der letzten Zeit wieder losgewesen ist, während ich gar nichts berichten konnte, nur übers Gitarrespielen konnte ich reden, über ein Konzert, bei dem ich gewesen war oder einen Witz erzählen, den ich gehört hatte von irgendwem, aber wenigstens das konnte ich gut, die anderen mußten immer lachen, wenn ich mit meinen Geschichten begann, und ich hatte gerade einen meiner Sprüche losgelassen, als Anja ins Zimmer trat. Ich war an diesem Abend gut in Form. Ich hatte den Witz von dem Mann und der Schubkarre erzählen wollen, als Anja in der Tür erschien, und Anja sah so gut aus, mit ihren dunklen langen Haaren, einem dunkelroten Pullover und einem irren Schmuck um den Hals, daß es mir vor Schreck die Sprache verschlug. Einen Moment herrschte ein komisches Schweigen im Raum und die anderen sahen mich abwartend an, Anja aber tat, als hätte sie nichts bemerkt, sie kam lachend zu uns herüber und sagte, daß sie doch auch gerne wissen wollte, warum es bei uns so lustig sei, dann hat sie sich einfach hingesetzt und zugehört. Der Witz mit dem Mann aber ging so: Ein Bauarbeiter wird auf der Baustelle zu seinem neuen Chef zitiert, der aus dem Westen kommt, und von ihm gefragt, wie sich das Geräusch seiner Schubkarre anhört, die er jeden Tag über die Baustelle schiebt, und der Mann antwortet: "Schraaaaap Schraaaaap Schraaaaap!" Der Chef aber schüttelt den Kopf und sagt dem Mann, daß er entlassen sei. Der ist ganz verwundert und versteht nicht, was das Geräusch seiner Schubkarre mit seiner Entlassung zu tun haben soll, und so erklärt es ihm der Chef: "Es ist ja möglich, daß bei euch die Schubkarren früher so geklungen haben, aber jetzt muß es sich anders anhören,

nämlich so: schrap schrap schrap schrap schrap ...!" Als ich mit dem Witz zu Ende war, wurde mir plötzlich ganz flau. Ich dachte mit einem Mal, daß ich mich verraten hätte, aber die anderen lachten und waren ganz begeistert von dem Witz, Anja auch, und wir haben noch lange zusammengesessen und herumgeblödet, während ich die ganze Zeit zu Anja hinüberschielte und Angst hatte, daß sie aufstehen würde und die Runde verlassen, aber Anja blieb. Erst später ist Anja weggegangen, in die Küche, um sich etwas zu trinken zu holen, und ich bin ihr gefolgt und habe sie angesprochen, habe sie gefragt, wie sie heißt, und dann haben wir uns unterhalten, eine ganze Weile, die ungeöffneten Bierflaschen in der Hand, die wir ganz vergessen hatten über unserem Gespräch. Mir ist es erst aufgefallen, als meine erste Aufregung schon ein bißchen vorüber war, und als ich es Anja sagte, haben wir laut darüber gelacht, ich habe ihr ihre Bierflasche aus der Hand genommen und die beiden Flaschen geöffnet, indem ich die Korken gegeneinanderhielt und auseinanderbog, und Anja hat mir bewundernd zugesehen, doch als ich Anja die Flasche zurückgeben wollte, haben wir uns beide so blöd angestellt, daß die Flasche beinahe herunterfiel, und da habe ich bemerkt, daß auch Anja aufgeregt war, ebenso wie ich. Irgendwie wurde dann alles ganz leicht. Wir haben uns fürs Kino verabredet, für einen Film, den wir beide gern sehen wollten, und Anja hat mir ihre Adresse auf einer leeren Zigarettenschachtel notiert und sie mir in die Hand gedrückt, dann hat sie mich noch einmal angelacht, bevor sie gegangen ist, und ich bin zu den anderen ins Zimmer zurückgekehrt.

Nachdem Anja gegangen war, habe ich Michi gefragt, woher er Anja kennt. Er hat ein bißchen herumgedrückt und gesagt, er würde Anja von früher kennen, von einer Fete bei dem und dem, und ich hatte das Gefühl, daß er nicht so richtig darüber reden will. Aber eigentlich hatte es mich auch nicht weiter interessiert. Ich hatte ja Anjas Adresse und wußte, daß ich sie wiedersehen würde, am nächsten Wochenende schon, und den ganzen Abend habe ich mich darauf gefreut.

Das Wochenende wurde wunderschön. Nach dem Kino sind wir spazierengegangen und haben geredet, geblödeln und gelacht, und gleich für den nächsten Tag haben wir uns wieder verabredet, für den Weihnachtsmarkt, und in den Wochen danach haben wir uns immer öfter gesehen und uns schließlich kaum noch getrennt. Als Anja dann in die Wohnung von ihrer Cousine zog, die für ein Jahr nach Hamburg gegangen war, bin ich zu ihr gezogen, und zum ersten Mal haben wir darüber geredet, daß wir für immer zusammenbleiben wollten, und ich habe mich so glücklich gefühlt wie in den ganzen Jahren nicht zuvor.

Es ist ein komisches Gefühl, wenn man mit einem Mal Geld verdient. Man fühlt sich so wichtig, irgendwie ernstgenommen, und es macht Spaß, zur Bank zu gehen und sich das Geld auszahlen zu lassen, sich die Scheine durch den Schalter schieben zu lassen, noch mehr Spaß macht es allerdings, sich das Geld zu holen bei einem Geldautomat. Neulich, als ich vor so einem Automaten in der Schlange stand, fiel mir wieder ein, was Sabine einmal erzählte, die unter uns wohnt, sie sagte, sie hätte immer so ein Gefühl von Kommunismus, wenn das Geld aus dem Nichts heraus in dem schmalen Schlitz des Automaten erscheint. Ich habe dazu nichts gesagt, ich sage meistens nicht viel, wenn wir mit Sabine reden, denn sie weiß vieles wahrscheinlich besser als ich, sie hat das alles mal studiert. Aber natürlich stimmte es nicht ganz, ihr Gefühl. Kommunismus heißt doch, daß es überhaupt kein Geld mehr gibt, für niemanden, jeder geht arbeiten, ohne daß er dafür Lohn erhält, und andererseits kann jeder in einen Laden gehen und sich von den Dingen so viel mitnehmen, wie er braucht. Es gibt keine Reichen und auch keine Armen mehr, eben weil kein Geld mehr vorhanden ist, und alle sind gleich. So viel wußte ich noch, aus dem Staatsbürgerkundeunterricht, wieder und wieder hat man uns in der DDR vom Kommunismus erzählt, und obwohl ich meistens nicht zugehört habe und mich dieses eintönige Gerede gelangweilt hat, fand ich doch diese eigentliche Idee, die Idee vom Kommunismus nicht schlecht. Aber es war doch eben nur eine

Idee. Auch wenn man uns immer wieder erklärt hat, daß wir jetzt im Sozialismus leben würden, in einer Art Übergangsgesellschaft, in der letzten Phase vor der Abschaffung des Geldes und der Ungleichheit, nach der der Kommunismus bald eintreffen soll, so konnte doch jeder sehen, daß es nicht stimmt. Das Geld wurde nicht abgeschafft, sondern es wurde immer wichtiger mit der Zeit. Exquisit- und Delikatläden wurden aufgemacht, in denen man jene Sachen kaufen konnte, die wir sonst nur aus dem Westfernsehen kannten, und diese Sachen kosteten eine Unmenge Geld. Aber auch sonst ging es mit dem Sozialismus nicht so richtig voran. In dem Betrieb, in dem ich arbeitete, wurden oft Witze gemacht, über die sogenannte sozialistische Produktion, und oft mußten wir auf Ersatzteile warten, die aus irgendwelchen Gründen nicht geliefert wurden, und tagelang haben wir rumgegammelt und überhaupt nichts getan. Die Häuser verfielen, die Straßen wurden nicht gebaut und oft haben die Leute gemeckert, weil es die einfachsten Sachen in den Geschäften nicht zu kaufen gab. Zum Schluß hat nicht der Kommunismus den Sozialismus abgelöst, sondern der Kapitalismus, und es ist genau so, wie wir es in der Schule gehört haben - das Wichtigste im Kapitalismus ist das Geld. Aber das ist nicht schlimm. Jedenfalls nicht, wenn man eine Arbeit hat und genügend Geld bekommt, wenn man all diese seltsamen Dinge benutzen kann, die es im Kapitalismus gibt, zum Beispiel einen Automaten, aus dem plötzlich Geld auftaucht. Und in diesem Punkt hat Sabine trotzdem recht: es ist ein wunderbares Gefühl, seine Geldkarte in den Automaten zu schieben, seine Geheimzahl einzugeben und dann zu warten, bis der Automat das Geld ausspuckt, man muß gar nichts weiter tun, um das Geld zu bekommen, es erscheint von selbst, von irgendwoher, und man kann es anfassen, in die Tasche stecken, ausgeben, im nächsten Laden an der Ecke, Geld, das eigentlich gar nicht vorhanden ist, Geld aus unserem Dispokredit, und wenn ich zum Automaten gehe, kommt Anja meistens mit, sie zieht mit Schwung das Geld aus dem Schlitz heraus, geht mit mir zu einem Café in der Nähe, unserem Lieblingscafé, und wir trinken einen Milchkaffee oder ein Bier

oder einen Wein, und überlegen, was wir an diesem Abend noch machen wollen, wofür wir das Geld ausgeben, das uns auf so unerwartete Weise zugefallen ist.

Heute war Schmitt schlechtgelaunt. Er hat uns zusammengerufen und rumgeschrieen, weil die Waschmaschinen für eine Lieferung noch nicht fertig gewesen sind, und vor allem mich hat er angemockert, er hat behauptet, ich hätte zu langsam gearbeitet und hätte die ganze Sache verschlampt. Ich weiß nicht, wieso ich immer an Chefs gerate, mit denen ich einfach nicht auskommen kann. Aber auch die anderen haben gemurrt, nachdem wir auseinandergegangen sind, und einer von ihnen hat mich beruhigt und mir gesagt, daß ich mir nichts daraus machen soll, Schmitt hätte nur Ärger gehabt mit dem Arbeitsamt. Trotzdem habe ich mich geärgert und während meiner Arbeit still in mich hineingeschimpft, obwohl Schmitt ja recht gehabt hatte, obwohl ich mit meinem Gerät tatsächlich nicht fertig geworden bin, aber es ist eine komplizierte Angelegenheit gewesen, die Schrauben waren verrostet, die Dichtungen beinahe alle porös und zum Schluß hat auch noch ein Filter gefehlt, den ich nicht einbauen konnte, denn wir hatten von der Sorte keine mehr da, aber Schmitt hätte mich ja fragen können anstatt gleich so herumzubrüllen, und ich hätte es ihm dann genau erklärt. Später hat sich Schmitt entschuldigt bei mir und uns erzählt, was geschehen ist. Er hatte einen Termin gehabt, beim Arbeitsamt, wegen der Verlängerung unserer Stellen, die man schon lange vorher beantragen muß, aber die Bearbeiterinnen waren unfreundlich gewesen und haben ihm kaum zugehört, sie haben nur flüchtig in seinen Unterlagen geblättert und sie ihm zurückgegeben, ihm gesagt, daß sie noch nicht vollständig sind, daß er erst dieses und jenes Papier noch besorgen müsse, bevor man den Antrag entgegennehmen kann, und zum Schluß haben sie ihm gesagt, er brauche sowieso nicht zu denken, daß das alles so ohne Probleme gehen wird, es wäre gar nicht sicher, ob dann genügend Geld vorhanden sein wird, es gäbe momentan tausend Gerüchte, daß man die ABM-Gelder kürzen will und wer weiß, ob ihnen im nächsten Jahr überhaupt noch Geld für irgendein Projekt zur Verfügung steht. Schmitt hat gesagt, daß er sich zusammenreißen

mußte, um nicht unfreundlich zu werden, aber weil er ja auch in Zukunft noch mit den Frauen dort auskommen will und hofft, daß sie ihn unterstützen werden mit seinem Projekt, hat er nur seine Papiere in die Tasche gestopft, ein kurzes 'Auf Wiedersehen' gebrummt und die Tür mit einem Ruck hinter sich zugemacht. Ja, und als er dann hier angekommen ist und gesehen hat, daß das auch noch mit der Lieferung schiefgegangen ist, ist seine ganze Wut in ihm hochgekocht. Ich fand es gut, daß Schmitt sich bei uns entschuldigt hat und bin ganz zufrieden an meine Arbeit zurückgekehrt, die anderen aber haben rumgemuffelt und geflüstert, und den ganzen Nachmittag lang haben sie beieinander gestanden und darüber geredet, was das alles nun zu bedeuten hat, daß Schmitt bestimmt nicht durchkommen würde mit seinem Antrag und daß sie dann wieder arbeitslos wären, man könne ja überall hören, wie schlimm es aussieht mit den Jobs und es würde bestimmt noch schlimmer im nächsten Jahr, und man bräuchte gar nicht versuchen, sich etwas vorzumachen, Schmitt wird keine Chancen haben und im nächsten Jahr wäre die ganze Sache sicher vorbei. Ich dagegen habe mich nicht beteiligt an ihrer Unkerei. Ich finde, sie sollten sich nicht so viele Sorgen machen, nicht immer nur das Schlimmste erwarten und erstmal abwarten, was geschieht, natürlich hört man überall schlimme Sachen über den Arbeitsmarkt, über die ABM-Gelder und über Kürzungen, aber hinterher war es dann doch wieder nicht so schlimm, hinterher werden dann die Projekte doch bewilligt und die Stellen doch bestätigt, vor allem, wenn sich einer wie Schmitt darum kümmert, der nicht locker läßt, aber ich habe geschwiegen und ihnen das nicht gesagt, es hätte ja doch keinen Sinn gehabt, sie hätten mir ja doch nicht zugehört, und so habe ich sie reden lassen und in Ruhe meine Arbeit zu Ende gebracht, habe auf ihre Jammerei nicht geachtet, wenn sie meinen, sie müßten sich andauernd fertig machen, so können sie das von mir aus ja tun, ich aber habe keine Lust, mir meine Laune verderben zu lassen, mir über eine Sache Gedanken zu machen, die noch in weiter Ferne liegt, bloß weil ein Gespräch von Schmitt beim Arbeitsamt schiefgegangen ist.

Als ich damals bei Anja wohnte und wir uns immer schlechter verstanden, hatten wir eines Abends einen ganz schlimmen Streit. Ich weiß bis heute nicht, was damals geschehen ist, ich habe sie hinterher nicht danach gefragt und auch heute tue ich es besser nicht, ich will mich nicht mehr erinnern daran, und außerdem ist die ganze Sache ja schon lange vorbei, doch trotzdem, auch wenn ich es am liebsten vergessen möchte, fällt es mir manchmal wieder ein. Anja kam an jenem Abend später nach Haus, und ich weiß nicht, wo sie gewesen war, ich weiß nur noch, daß sie ihre Jacke auszog und ihre Tasche in irgendeine Ecke schmiß, sie hatte schlechte Laune und redete nicht mit mir, und so sehr ich sie auch aufzumuntern versuchte, es gelang mir doch nicht, sie sagte nur "Mmh" und sah mich nicht an, stapelte mit einer trotzigem Geste das Geschirr in den Abwaschtisch und räumte die Küche auf, und die ganze Zeit herrschte ein eisiges Schweigen im Raum. Als ich versuchte, ihr zu helfen, schob sie mich fort. Ich konnte mir ja denken, warum sie sauer war. Ich war den ganzen Tag zu Hause gewesen und hatte noch nicht einmal abgewaschen, bevor sie nach Hause kam, hatte noch nicht einmal das Zimmer aufgeräumt und meine Sachen überall verstreut, ich hatte keine Lust gehabt, irgendwas zu tun, so wie ich öfter keine Lust hatte in der damaligen Zeit, aber obwohl ich mich bei Anja entschuldigte, obwohl ich ihr versprach, mich zusammenzureißen in der nächsten Zeit, hörte sie mir nicht zu. Irgendwann brüllte sie dann los. Ich weiß nicht mehr, was der Anlaß war, ob ich eine Tasse falsch weggestellt hatte oder ob ich ihr im Weg gestanden hatte, jedenfalls schrie sie mich plötzlich mit einer verzerrten Miene an, schnappte ihre Jacke und ihre Tasche und stürzte aus dem Haus. Ich war wie vor den Kopf gestoßen im ersten Moment und konnte mich nicht rühren, und erst einige Augenblicke später besann ich mich und rannte ihr auf die Straße nach, aber da war sie schon fort. Es war ein komisches Gefühl, und einen Moment lang blieb ich vor der Haustür stehen und sah die dunkle Straße hinab, dann kehrte ich in unsere Wohnung zurück, rauchte eine Zigarette und legte mich aufs Bett. Ich dachte, daß sie sich beruhigen würde, daß sie

zurückkommen würde, nach ein paar Stunden vielleicht, und daß wir dann miteinander reden würden und uns versöhnen würden, so wie es schon öfter geschehen war. Aber Anja kam nicht zurück. Nicht nach einer Stunde, nicht nach zweien, und ich weiß nicht, wie lange ich auf dem Bett gelegen habe und eine Zigarette nach der anderen geraucht, doch schließlich erhob ich mich, ging in die Küche und räumte sie zu Ende auf, stellte das Geschirr beiseite, trocknete das Besteck und wischte am Ende sogar den Fußboden auf. Ich mußte irgendetwas tun. Ich mußte die Zeit totschiagen, die nicht vergehen wollte, und bei jedem Geräusch im Treppenhaus zuckte ich zusammen, doch nichts geschah. Erst nachts um eins, als sich noch immer nichts rührte, hielt ich es nicht mehr aus. Ich ging aus der Wohnung, lief durch die Straßen und überlegte, wo ich Anja suchen könnte, ob ich bei Michi anrufen sollte, oder bei Andi oder sogar bei ihrer Freundin Jeanette, die ich nicht leiden konnte und mit der ich eigentlich nicht reden wollte, und einmal stand ich sogar in einer Telefonzelle und hielt den Hörer schon in der Hand, aber dann legte ich ihn wieder auf die Gabel zurück. Ich glaubte nicht, daß sie bei einem unserer Freunde war, und außerdem schliefen sie wahrscheinlich schon um diese Zeit und ich hätte sie nur unnützlich geweckt. Eine Weile blieb ich noch in der Telefonzelle stehen, zündete mir eine Zigarette an und versuchte, mich zu beruhigen, ich sagte mir, daß Anja wahrscheinlich zu ihren Eltern gefahren sei oder zu ihrer Großmutter, mit der sie sich so gut verstand, daß sie mit ihnen reden würde und ihre Wut ablassen und wieder zurückkommen würde am nächsten Tag. Doch als ich die Telefonzelle wieder verließ, packte mich die Verzweiflung, und die Hand, in der ich die Zigarette hielt, zitterte mit einem Mal. Ich bin dann losgegangen, mitten in der Nacht, und wußte erst gar nicht, wohin ich ging, wie von selbst habe ich den Weg zu meiner Mutter gewählt, habe bei ihr geklingelt und sie geweckt. Eigentlich war seltsam, daß ich ausgerechnet zu meiner Mutter ging. Ich hatte sie schon lange nicht mehr gesehen, nur selten, nur immer kurz, seit ich mit Anja zusammen war, und ich hatte ihr kaum noch von meinen Problemen erzählt. In

jener Nacht aber stand ich plötzlich vor ihrer Wohnungstür, und meine Mutter öffnete mir verschlafen und war erst erschrocken, warum ich sie besuchen kam um diese Zeit, dann gab sie sich aber alle erdenkliche Mühe mit mir. Nachdem sie einen heißen Tee gekocht hatte und sich einen Bademantel über ihr Nachthemd gezogen, setzten wir uns hin und sie fragte mich, was geschehen sei. Ich erzählte ihr alles, aber während ich noch erzählte, spürte ich, daß ich gerade etwas Falsches tat. Ausgerechnet mit meiner Mutter hätte ich nicht darüber reden sollen, meine Mutter ist ein seltsamer Mensch, immer ist sie pessimistisch und geht davon aus, daß das Schlimmste geschehen wird, und so war es auch in jener Nacht. Kaum hatte ich geendet, sagte sie, daß sie sich gar nicht darüber wundern würde, schon lange hätte sie darauf gewartet, daß so etwas geschieht, Anja hätte bestimmt einen anderen und käme gar nicht mehr zurück, aber ich solle mir doch nichts draus machen, es gäbe ja so viele Mädchen auf der Welt. Bestimmt meinte sie es gut, auf ihre Art, aber ich konnte es kaum ertragen, ihr zuzuhören, ich habe meinen Tee getrunken und hätte mir am liebsten die Ohren zugehalten, ihr schreckliches Mitleid ignoriert, aber es ging doch nicht, und je länger meine Mutter redete, desto mehr setzten sich ihre Worte bei mir fest, und zum Schluß habe ich ihr sogar geglaubt. Vielleicht hatte sie ja recht. Vielleicht hatte Anja einen anderen, vielleicht war wirklich alles endgültig vorbei, und als ich meine Mutter wieder verließ, fühlte ich mich noch viel schrecklicher als zuvor, klein und deprimiert, und ich schlich ich nach Haus und dachte, daß das bestimmt die bisher schrecklichste Nacht in meinem Leben war, die ich erlebt hatte bisher. Aber kurz bevor ich unsere Straße erreichte, kam plötzlich eine verrückte Hoffnung in mir auf, der Gedanke, daß Anja wahrscheinlich längst zu Hause war, daß sie auf mich warten würde und daß alle Aufregung umsonst gewesen sei, bestimmt würde es so sein, dachte ich, doch als ich um die Ecke bog und zu den Fenstern unserer Wohnung hinauf sah, waren sie dunkel, das Haus war still. Langsam schloß ich unsere Wohnungstür auf, schleppte mich in die Küche und nahm eine Flasche Wein aus dem Küchenschrank, die von

unserem letzten Essen übriggeblieben war, und ging mit der Flasche Wein ins Bett. Erst als ich die Flasche beinahe ausgetrunken hatte und es draußen dämmerte, schlief ich ein. (...)

2. Kapitel

135 Mark

Seit die beiden über mir eingezogen sind, bin ich genervt. Eigentlich ist es seltsam, dieses Gefühl, denn im Grunde genommen sind die beiden ganz nett, und am Anfang, als sie gerade eingezogen waren, war ich richtig froh, 'Endlich junge Leute' habe ich gedacht, 'und nicht wieder so ein älteres Ehepaar, das im Hausflur kaum grüßt!', und wir haben uns gleich unterhalten, als wir uns zum ersten Mal getroffen haben, sie sind zu mir heraufgekommen und haben sich etwas ausgeborgt und ab und zu haben wir einen Kaffee bei mir getrunken und miteinander gequatscht. Inzwischen aber sehen wir uns nicht mehr so oft, wir gehen aneinander vorbei, wenn wir uns zufällig treffen, und entschuldigen uns, wir hätten keine Zeit, finden tausend Ausreden, so wie neulich, als sie an mir vorbeihasteten und mir sagten, sie hätten noch eine Verabredung und müßten gleich wieder fort, doch dann haben sie den ganzen Abend in ihrer Wohnung rumort. Aber auch ich ertappe mich dabei, ihnen aus dem Weg zu gehen, ich weiß nicht mehr recht, was ich mit ihnen reden soll, wenn ich ihnen begegne, und manchmal warte ich hinter meiner Wohnungstür, wenn ich ihre Stimmen draußen höre, und verlasse die Wohnung erst, wenn sie verschwunden sind. Ich weiß nicht, warum ich mich benehme so. Vielleicht ist es der Lärm, den sie in ihrer Wohnung verursachen, der mich so stört, immerzu bauen sie irgendetwas

in ihrer Wohnung herum, kaum, daß sie zu Hause angekommen sind, sie schleifen die Fußböden ab, verputzen die Wände und bohren andauernd Löcher in die Wand, so daß das Kreischen im ganzen Haus zu hören ist und ich befürchten muß, daß demnächst der Putz von meiner Decke fällt, oder sie trampeln mit ihren Schuhen auf dem Fußboden herum, schieben Schränke durch die Gegend und hören laute Musik. Aber eigentlich ist das kein Grund, darüber verärgert zu sein, denn abends nach acht sind die beiden still, und auch vorher geht es bei Jos und mir nicht gerade ruhig zu, vor allem nicht, wenn Jos eines seiner Spiele spielt, wenn er schreiend durch die Zimmer rennt, auf seinen Matratzen herumhüpft oder wie ein Wahnsinniger mit seinem Dreirad durch den Korridor fährt. Oder wenn ich einen schlechten Tag erwischte habe, und Jos anschreie und die Türen zuschlage, mit einem Knall, doch hinterher tut es mir dann immer leid, ich entschuldige mich bei Jos und nehme ihn in den Arm und lese ihm am Abend eine besonders lange Gutenachtgeschichte vor. (...)

Jos ist auf die Welt gekommen, als ich im dritten Studienjahr war, Jos' Vater und ich hatten uns noch gar nicht so lange gekannt und schon gar kein Kind eingeplant, doch trotzdem habe ich mich auf dieses Kind gefreut, als ich erfuhr, daß ich schwanger war, für mich hatte immer schon festgestanden, daß ich ein Kind haben wollte, mindestens eins, und ich habe auch genau gewußt, wie es aussehen würde: ein kleiner blonder Junge mit kurzen Stoppelhaaren und blauen Augen, ein aufgewecktes Kind, das immerzu Fragen stellt und voller Lust die Welt erforscht, und genauso wie ich mir Jos vorgestellt hatte, genauso wurde er auch. Jos' Vater aber war schockiert, ihm hat es im ersten Moment die Sprache verschlagen, als ich ihm von dem Kind erzählte, und erst nach einer ganzen Weile hat er gesagt, daß er kein Kind haben wolle, jedenfalls nicht so früh, nicht zu diesem Zeitpunkt, und er hat tausend berechtigte Einwände vorgebracht: daß wir uns kaum kennen würden, daß überhaupt nicht sicher sei, ob wir uns auf die Dauer verstehen würden, und außerdem wäre es eine Belastung, so ein Kind,

und ich könne mir wohl gar nicht recht vorstellen, was das richtig heißt. Ich habe ihm zugehört und habe genickt, doch trotzdem habe ich das Kind nicht abtreiben wollen, das kam überhaupt nicht in Frage für mich, das habe ich gewußt, schon im ersten Moment, und schließlich hat Jos' Vater das Kind akzeptiert. Jedenfalls hat er das gesagt. Wir haben dann die Wohnung renoviert und das Kinderzimmer eingerichtet, und Jos' Vater ist mit mir die Möbel kaufen gegangen, ein Kinderbett, eine Wickelkommode mit kleinen Elefanten an den Seiten und einen Kinderwagen mit einem blauen Überzug, und während meiner Schwangerschaft hat er sich um mich gesorgt, er hat mich immerzu gefragt, wie es mir gehen würde und seinen Kopf auf meinen Bauch gelegt, um das Strampeln des Kindes zu spüren, und eines Tages hat er sogar ein Spielzeug gekauft, eine kleine Kinderkasse mit bunten Tasten und einer Schublade, die mit einem Klingeln aufspringen konnte, die hat er eines Nachmittags nach Hause gebracht, und hat davon geschwärmt, wie er mit unserem Kind spielen würde, wie er ihm die Zahlen beibringen würde und ihm erklären, wie das Geld funktioniert, den ganzen Abend hat er auf die Tasten gedrückt und ich habe das Klingeln hören können und habe gedacht, alles wäre gut. Als ich dann meine Wehen bekam, hat er mich in das Krankenhaus gebracht, er hat meine Hand gehalten und ist erst gegangen, als ich in den Kreißsaal kam, er hat später angerufen und gefragt, ob alles gutgegangen sei, er hat der Schwester solange zugeredet, bis sie ihm alles erzählte, obwohl das eigentlich verboten war, und hat uns gleich am nächsten Tag besucht. Doch als ich ihm das Kind zeigte und ihm in den Arm legte, hat er nicht viel gesagt, er hat es hilflos betrachtet und mir schnell zurückgegeben, er hat nur gesagt, daß es komisch aussähe, mit seiner zerknitterten Haut, und bald danach ist er gegangen, mit hochgezogenen Schultern, und er hat hilflos ausgesehen, hilflos und verwirrt. Ich aber habe nicht geachtet darauf. Ich war so glücklich gewesen mit meinem Kind, mit Jos in meinem Arm, und ich habe erst gar nicht glauben können, daß ich nun ein Kind hätte, daß ich mit einem Mal Mutter war, und ich habe auf Jos hinuntergeblickt

und zugesehen, wie er an meiner Brust lag und mit gierigen Schlucken trank, und in der Nacht habe ich nicht schlafen können, ich bin aufgestanden und in den Flur hinausgegangen und habe an der Tür, hinter der die Babies lagen, gelauscht, habe versucht, Jos' Stimme herauszufinden in dem kläglichen Geschrei, und zum ersten Mal in meinem Leben habe ich dieses merkwürdige Gefühl verspürt, das mich seitdem nicht mehr verläßt, dieses schmerzliche Ziehen, dieses Verlangen, mein Kind zu beschützen und in meine Arme zu schließen, es nicht mehr loszulassen und es fernzuhalten von den Gefahren dieser Welt, und die ganze Nacht bin ich durch die Flure gewandert und habe immer nur 'Jos' geflüstert, 'Jos' und immer wieder 'Jos', als hätte ich diesen Namen noch nie zuvor gehört. Als ich dann mit Jos aus dem Krankenhaus kam, änderte sich alles zwischen uns. Jos' Vater ging am Morgen zur Arbeit und kehrte erst am Nachmittag zurück, während ich die ganze Zeit mit Jos und dem Haushalt beschäftigt war, ich mußte Windeln waschen und die Wohnung saubermachen, Jos' Po abwischen und eincremen und ihn stundenlang durch die Wohnung tragen, wenn er schrie, und wenn Jos' Vater am Nachmittag nach Hause kam, war ich meist müde und konnte kaum mit ihm reden, und am Abend schlief ich zeitig ein. Aber auch in der Nacht hatten wir keine Zeit mehr für uns, Jos ist oft aufgewacht und hat geweint, weil er Hunger hatte, und immer bin ich es gewesen, die aufgestanden ist und ihn in unser Bett hinüberholte, und wenn Jos' Vater mich am Morgen umarmen wollte, lag Jos zwischen uns, streckte seine Beinchen in die Höhe und plapperte vor sich hin, und meistens hielt seine Plapperei uns von unseren Zärtlichkeiten ab. Eines Tages zog Jos' Vater dann aus, ohne Vorankündigung, zu einer Arbeitskollegin, die ich nur zweimal kurz gesehen hatte, als ich mit Jos in seinem Büro gewesen war, eine kleine zierliche Frau mit hochhackigen Schuhen und braunem Haar, die immerfort lächelte und mit mädchenhaften Gesten Aktenordner und Kaffee in das Zimmer trug und auf dem Schreibtisch von Jos' Vater abstellte, bevor sie das Zimmer wieder leise verließ, und ich habe bemerkt, wie Jos' Vater ihr nachgesehen hatte, mit einem

weichen Blick, aber ich hatte es nicht ernstgenommen und hatte nicht weiter darüber nachgedacht.

(...)

Trotzdem, das muß ich zugeben, beherrscht mich der Gedanke an Geld schon sehr lang. Eigentlich schon seit jener Nacht, in der die Mauer aufgemacht wurde, obwohl es nun wahrlich keine Nacht gewesen ist, über Geld nachzudenken, und natürlich habe ich es auch am Anfang nicht getan. Die Nachricht, daß die Mauer von nun an offen sei, daß wir von nun an in den Westen reisen könnten, habe ich zufällig im Radio gehört, in den 19-Uhr-Nachrichten, es wurde ein Mitschnitt einer Pressekonferenz gesendet, in der einer der führenden DDR-Politiker über künftige Reisemöglichkeiten sprach, aber er hat sich merkwürdig verworren ausgedrückt, hat nur wenige Worte gestammelt, und zuerst habe ich überhaupt nicht verstanden, worum es ging. Jeder DDR-Bürger könne sich ein Visum bei den zuständigen Behörden abholen, wenn sie geöffnet wären, am nächsten Tag, hat er gesagt, doch gleich darauf haben die Reporter im Radio von einem Grenzübergang berichtet, der bereits offen sei, durch den die Leute schon ungehindert nach West-Berlin hinübergangen, ohne daß die Grenzsoldaten sie hindern würden, und es dauerte eine Weile, ehe ich diese Nachricht wirklich begriff. Doch auch dann wußte ich nicht recht, wie mir geschah. 'Ein offener Grenzübergang' waren die einzigen Worte, die sich festgehakt hatten in meinem Gehirn, die sich wieder und wieder abspulten, immer von vorn, und ich habe am Fenster gestanden und auf die menschenleere Straße geblickt und es nicht glauben können, draußen sah doch alles wie immer aus, die Leute waren in ihren Häusern, bereiteten das Abendbrot, brachten ihre Kinder ins Bett und schalteten den Fernseher an, wie immer, um diese Zeit, und auf der Straße war kaum ein Mensch zu sehen, und mir schien, als ob sich nichts verändert hätte, doch gleichzeitig hatte ich das Gefühl, daß alle Gesetze außer Kraft gesetzt worden wären, das Gefühl, als gäbe es keine Zeit mehr, keinen Raum, noch irgendetwas sonst, alles Beständige, was

es zuvor gegeben hatte, war zusammengebrochen, mit einem Mal, mit dieser Nachricht, daß die Mauer geöffnet worden wäre, die Mauer, mit der ich aufgewachsen war, von der ich nie hatte glauben können, daß ich durch sie hindurchgehen könne, eines Tags, die Mauer, die es gegeben hatte, solange ich mich erinnern konnte, und die, daran hatte ich fest geglaubt, bestehen bleiben würde in alle Ewigkeit. Doch nachdem ich eine Weile auf die Straße hinausgesehen hatte, habe ich mich zusammengerissen und überlegt, was ich tun solle jetzt und gemerkt, wie mir bei meinen Gedanken ein Kribbeln durch alle Glieder rann. Es war eine Notsituation, eine Art Ausnahmezustand, eine Situation, die ich mir schon oft zuvor vorgestellt hatte, schon oft hatte ich mich gefragt, wie reagieren würde, ob ich handeln könne, zum Beispiel wenn Jos einen Unfall hätte oder etwas anderes Unvorhergesehenes geschehen würde, und ich hatte überlegt, ob ich in der Lage sei, das Richtige zu tun, und doch habe ich in dieser Situation instinktiv das Richtige getan. Wie im Fieber habe ich meine Sachen gepackt und das letzte bißchen Westgeld, das ich von meiner Großtante bekommen hatte, in meine Hosentasche gesteckt, habe eine Stulle geschmiert und einen frischen Schlüpfer in meine Tasche gestopft, um für das Unvorhergesehene gewappnet zu sein, und einen Moment lang habe ich sogar überlegt, ob ich ein Taschenmesser einstecken sollte, eingedenk meiner ehemaligen Schwiegermutter, die immer sagte, daß man, wenn man in Not gerät, drei Dinge braucht: ein Läppchen, ein Messerchen und ein bißchen Proviant, doch dann habe ich das Messer beiseitegelegt, weil ich mir einfach zu lächerlich vorgekommen bin, habe meine Tasche über die Schulter geworfen und bin die Treppen hinuntergerast. An der nächsten Telefonzelle habe ich Halt gemacht. Ich habe meine Mutter angerufen und gefragt, ob Jos schon schläft, der an jenem Abend bei ihr gewesen ist, dann habe ich ihr von der Nachricht erzählt und bin zu jenem Grenzübergang gefahren, auf dem kürzesten Weg.

Am Grenzübergang sah es wirklich so aus, wie es die Reporter beschrieben hatten, das Tor stand weit offen und man konnte ungehindert bis zur Absperrung

gehen, doch trotzdem habe ich Herzklopfen gehabt und gezittert, es war das altbekannte Gefühl, das mich schon immer beschlichen hatte, wenn ich der Mauer zu nahe gekommen war, die Erwartung, man würde gleich angehalten und die Grenzer würden den Ausweis verlangen, in einem barschen Ton, würden einen abführen und möglicherweise sogar ihre Gewehre auf einen richten, doch die Grenzer haben an der Seite gestanden und sogar gelacht, sie haben den Leuten zugesehen, die durch die Mauer strömten und dabei jubelten, schrieen und vor Freude weinten, sie sind einander in die Arme gefallen, wildfremden Menschen, haben dabei ihre Tränen verschmiert und manche von ihnen haben sich sogar geküßt, ich aber habe ihnen zugesehen und mich nicht beteiligt an ihrer Jubelei, mir war, als würde jemand ganz anders diese Szene erleben, nur nicht ich selbst, und wie im Traum bin ich durch die Absperrung gegangen und habe meine Tasche gegen meinen Körper gepreßt, und erst in einiger Entfernung bin ich stehengeblieben, habe aufgeatmet und mich vorsichtig umgeschaut.

Was ich zuerst gesehen habe, sah nicht anders aus als in meinem Teil der Stadt. Eine dunkle Straße, Straßenlaternen und einige Autos, die vorüberfahren, und auch die Häuser glichen den Häusern bei uns, Gründerzeitbauten mit Stuckornamenten und schmiedeeisernen Balkons, und ich bin verwundert darüber gewesen, ich weiß nicht, was ich erwartet hatte, aber irgendwie doch, daß alles ganz anders aussehen müßte, vollkommen anders, und erst viele Zeit später habe ich über diesen Gedanken gelächelt, über meine Erwartung, vollkommen andere Häuser zu sehen, eine ganz andere Stadt, erst viel später ist mir bewußt geworden, daß diese Stadt doch einmal, vor gar nicht langer Zeit, eine Stadt gewesen ist, eine Stadt, in der man die gleichen Häuser gebaut hatte, egal, ob nun im westlichen oder östlichen Teil, eine Stadt, deren Hälften sich glichen, eine Stadt, in der es noch keine Mauer gegeben hatte, aber diese Erkenntnis habe ich erst später gehabt, einige Tage später, nachdem ich wieder zu mir gekommen war, in jenem Moment aber habe ich nicht denken können, auch nicht in den folgenden Stunden jener Nacht, es war so, als hätte ich das Denken verlernt, ich

habe nur gucken können, schauen können, die Bilder in mir aufnehmen, die auf mich einstürzten, eine rasende Flut von Bildern, und erst in den Wochen danach habe ich diese Bilder in meinem Kopf sortiert.

Nachdem ich meine Benommenheit abgeschüttelt hatte, lief ich los. Ich bin der Straße gefolgt, die sich veränderte, je mehr ich mich von der Mauer entfernte, sie wurde heller, lebendiger, und ich habe die ersten Läden gesehen, Graffiti an den Wänden, Imbißbuden, die zu jener Zeit noch geöffnet hatten, Leute, die in Kneipen saßen, hinter großen blitzenden Fensterscheiben, und tatsächlich wurde alles fremder, je weiter ich in diese Stadt hineingegangen bin, und vieles von dem, was ich gesehen habe, hat mich verwirrt. Zum Beispiel die Feuerwehr, die an mir vorbeigefahren ist, mit einem lauten schneidenden Signal, unter dem ich zusammenzuckte, und erschrocken bin ich stehengeblieben und habe ihr nachgeblickt, habe ihre Farbe betrachtet, ein grelles Rot, wie ich es zuvor noch nie gesehen hatte, während die Leute neben mir weitergingen, als wäre nichts geschehen, oder die Telefonzelle, von der aus ich einen Freund anrufen wollte und in der es keinen Schlitz für das Kleingeld gab, sondern nur einen seltsamen Hebel, in den man das Geld hineinlegen mußte und zur Seite schieben, und erst nachdem ich eine Weile an dem Automaten herumgefummelt hatte, hat sich einer, der draußen schon lange wartete, erbarmt und es mir erklärt, oder auch der Doppelstockbus, mit dem ich dann zu meinem Freund gefahren bin, ein großes schwankendes Ungetüm, von dem ich in jeder Kurve Angst hatte, daß er zur Seite fällt und in dem ich, als ich aussteigen wollte, den Knopf zum Türöffnen nicht fand. Aber schließlich bin ich bei der Wohnung meines Freundes angekommen und habe geklingelt an seiner Wohnungstür, und nachdem er mir geöffnet hatte, sind wir uns in die Arme gefallen, obwohl er eigentlich kein guter Freund von mir gewesen ist, aber wir sind beide so fassungslos gewesen, haben beide nicht glauben können, daß ich plötzlich einfach so vor seiner Wohnungstür stand, daß ich ihn mit einem Mal einfach so besuchen konnte, so, wie wir es uns früher oft ausgemalt hatten bei seinen Besuchen in Ostberlin, und wir haben uns

immer wieder angefaßt, wie um uns zu vergewissern, daß wir nicht träumten, und kaum, daß ich meine Sachen bei ihm abgelegt hatte, sind wir in eine Kneipe gegangen, um diese Nacht zu feiern, und haben Sekt bestellt. In der Kneipe war es voll. Junge Leute saßen an den Tischen und lachten und schwatzten, und ich habe eine Weile gebraucht, um mich zurechtzufinden, habe lange die Speisekarte studiert, auf der die wunderlichsten Getränke standen, Bananensaft, Maracujasaft und alle möglichen Sorten Whisky, Wein und Schnaps, die ich noch nie zuvor getrunken hatte, ich habe dem Kellner zugesehen, der an den Nachbartischen unglaubliche Gerichte servierte, bunte Salate, überbackene Aufläufe und geröstetes Brot in kleinen Schalen, während mein Freund mir gegenüber saß und sich über meine Verwirrung freute, mir sagte, ich solle doch einfach alles bestellen, worauf ich neugierig sei, denn es wäre doch einfach eine phantastische Nacht, und ich habe gelacht und ihm zugestimmt. Nachdem wir bestellt hatten, habe ich dann erzählt. Ich habe beschrieben, was in den letzten Wochen geschehen war, habe von den Demonstrationen berichtet, von den Aufrufen und den Kommuniqués, von der Hoffnung vieler Leute, daß sich in unserem Land nun endlich etwas verändern würde bis hin zu der Nachricht, die ich im Radio gehört hatte, einige Stunden zuvor, und mein Freund hat mir aufmerksam zugehört. Stunden um Stunden haben wir gegessen und geredet, haben darüber diskutiert, was geschehen würde, nach dieser Nacht, und wir sind damals naiv gewesen, wir haben Unmassen von Sekt und Wein getrunken und haben von der Zukunft geschwärmt, haben uns ausgemalt, daß der Aufruhr auch in den Westen überschwappen würde, daß es vielleicht eine neue Studentenrevolte geben würde, daß sich auch in seinem Land etwas verändern würde, und trotzdem habe ich, inmitten meiner Euphorie, einen Schmerz verspürt, eine Ahnung, daß mit dieser Nacht alles zu Ende war, nicht nur mit der sogenannten Revolution sondern auch mit der DDR, die nicht mehr lange existieren würde, und später sind wir ernst geworden, haben darüber geredet, wie es damals gewesen war, bevor die Mauer gebaut wurde, wie die Menschen

in den Westen geflohen sind, wie sie es jetzt wieder getan hatten und nun erst recht tun würden, wie unhaltbar diese Situation gewesen ist, zwei unterschiedliche Gesellschaftssysteme mit einer durchlässigen Grenze dazwischen, und wir haben zugeben müssen, daß wir nicht wußten, wie es von nun an weiterging, wie es weitergehen könnte, und am Ende sind wir still geworden, haben unseren Wein ausgetrunken und, schon im Morgengrauen bezahlt. Tatsächlich aber ist es dann so gekommen, wie wir befürchtet hatten, kaum einer hat nach dieser Nacht noch von der DDR gesprochen sondern zunehmend von einem gemeinsamen deutschen Staat, allenorten gab es Deutschlandrufe und schwarz-rot-goldene Fahnen, und nur in einem Punkt haben wir in jener Nacht geirrt, in der Vorstellung, daß es mit der Vereinigung länger dauern würde, denn tatsächlich ging es viel schneller, als wir erwartet hatten, rasend schnell, schon ein halbes Jahr später gab es die Währungsunion und noch ein Jahr später den Beitritt der DDR zur Bundesrepublik, die Ereignisse haben sich überschlagen und ich bin kaum zur Besinnung gekommen, und doch hat mich in jener Zeit hauptsächlich ein Gefühl beherrscht, das Gefühl der Angst, der Unsicherheit, die Frage, wie unsere Zukunft aussehen sollte, und ich habe in jener Zeit oft über Geld nachgedacht, überlegt, womit ich Geld verdienen könnte, wie ich unser Leben meistern könnte, in einem Land, das ich nicht kannte, von dem ich nicht wußte, ob ich mich in ihm zurechtfinden würde, und ich habe mich noch immer nicht ganz von diesem Gefühl erholt. (...)